

**Ansprache von Dr. Albert Schmid beim Festakt
"50 Jahre Pfarrgemeinderäte im Bistum Regensburg" am 25.11.2018
im Kolpinghaus Regensburg**

Es gilt das gesprochene Wort!!

Verehrter, lieber Bischof Rudolf, liebe getaufte und gefirmte Mitchristen!

"An die Boten des Glaubens an die zu erhoffenden Dinge". Das war die Anrede von Papst Benedikt am 25. September 2011 bei seiner berühmten Rede zur Entweltlichung an die engagierten Christinnen und Christen in Freiburg. Er bezog sich dabei auf Artikel 35 der Konstitution Lumen Gentium, in Wahrheit natürlich auf Hebräer 11,1. "Liebe Botinnen, liebe Verkünder des Glaubens an die zu erhoffenden Dinge". Damit ist schon ein Stück der Antwort gegeben, was das Laienapostolat zu leisten hat. Was es zu leisten vermag, werden wir noch sehen. Aber wenn wir heute über 50 Jahre Pfarrgemeinderatserfahrung, Begründung und Ausblick sprechen, dann müssen wir den Blick auch werfen auf die Lage der Kirche insgesamt. Und daraus ergibt sich die wohl etwas schwierige Themenstellung - auch mir gegenüber - heute vom Laienapostolat sprechen zu sollen und gleichzeitig über eine Kirche, die sich offenkundig auch in der Krise befindet. Das mag unsere Festtagsstimmung nicht stören.

Zur Ehrlichkeit in einer festtäglichen Zusammenkunft gehört auch die Aufrichtigkeit über die Anlässe, die einen zusammenführen. Und deshalb dürfen wir der Frage nach der Krise in unserer Kirche nicht ausweichen. Ich selber durfte in diesen 50 Jahren Laienapostolat auf der Ebene der Pfarrgemeinderäte mittelbar dieses erfahren. In 25jähriger Zugehörigkeit zum Landeskomitee - davon etwa ein Drittel als Vorsitzender - und selber als Mitglied meines heimatlichen Pfarrgemeinderates in der Pfarrei Sankt Jakobus in Laaber, damals als Vorsitzender eines neu eingerichteten Sachausschusses "Weitergabe des Glaubens". Wir haben damals vor 28 Jahren, es war 1990, zur Struktur der tradierten Sachausschüsse einen weiteren Sachausschuss eingerichtet. Das war schon die Aufnahme einer Bedürfnissituation auch in unserer Pfarrei, indem wir uns als Christinnen und Christen gefragt haben, welchen Beitrag zur Weitergabe des Glaubens wir leisten können.

Lassen Sie mich einige Hinweise geben zu dem, was man als Kirche in der Krise meinen könnte. Dabei sind offenkundige Symptome nicht zu verkennen. Wenn wir auch in unserer Diözese feststellen müssen, dass im letzten Jahr 6499 Katholikinnen und Katholiken aus der Kirche ausgetreten sind, dann übertrage ich das auf die Größenordnungen der Gemeinden, die ich kenne. Das wäre meine Heimatpfarrei Laaber, das wäre die Nachbarpfarrei Frauenberg, das wäre die Nachbarpfarrei Deuerling. Ich mag mir nicht vorstellen, wie das weitergehen soll, wenn das auch andernorts Schule macht, dass quasi drei Pfarreien in einem Jahr ausgelöscht sind. Und oft reagieren wir mit einem hilflosen Achselzucken. Und drücken unseren Schmerz aus. Und flüchten in Formulierungen wie man sie auch aus der Politik kennt: ma mü ma. Man müsste mal, und meint immer, die anderen müssten mal, ohne sich selber zu fragen, was man eigentlich muss und kann. Mir hat neulich eine Frau gesagt, die ausgetreten ist aus der Kirche, dass sie nach der Meldung ihres Austrittes und dem Empfang eines Schreibens eigentlich dann erst ausgetreten ist, weil sie erwartet hatte, dass nach ihrem

formellen Austritt jemand auf sie zuginge. Und ihr wahrer Austritt sei erst vollzogen worden, als das nicht der Fall war. Das hat in mir die Frage aufgeworfen, ob wir eben nicht doch mehr als bloß eine Holschuld der Gläubigen gegenüber uns haben und nicht auch umgekehrt eine Bringschuld den Gläubigen gegenüber. Daraus ziehe ich die Konsequenz, dass wir den Auftrag haben, wir, wir alle zusammen mit unseren Pfarreien, dass wir den Menschen nachgehen, noch ein Mal nachgehen, noch ein zweites und wenn es sein muss ein drittes Mal nachgehen, die ausgetreten sind und nicht nur sagen: Das ist ein Schritt, der nur in eure persönliche Verantwortung fällt.

Wir merken es beim Überhang der Bestattungen gegenüber den Taufen: Zahlen, die erschrecken. Wir stellen es fest, wenn es um die Symptome geht beim Rückgang der kirchlichen Praxis. In unserer Diözese liegen wir im Vergleich zu anderen immer noch gut. Da stehen wir immer noch gut mit 15 Prozent, der Durchschnitt in Deutschland liegt bei 9,8 Prozent. Aber auch das kann uns nicht einfach ruhig stellen. Wir müssen uns fragen, was sich und wie es sich ändern lässt. Ob es ausreicht, mit neuen musikalisch umrahmten liturgischen Formen, Gottesdienstformen, quasi die Attraktivität zu steigern oder ob nicht viel grundsätzlicheres Herangehen notwendig ist. Wenn wir auf die Beichtpraxis blicken, meine Damen und Herren, und nicht nur bei den Gläubigen, wie mir einige meiner Freunde unter den Karmeliten sagen, auch bei den Priestern, dann stellen wir fest, dass auch dies großen Anlass zur Sorge gibt.

Daneben stellen wir fest, registrieren wir eine immer wieder irritierende Fixierung auf Themen wie Zölibat, Frauenpriestertum und dergleichen mehr. Als ob das die Antwort auf die kritischen Herausforderungen wäre. Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf die Nachbarkirchen und kirchlichen Gemeinschaften, wo vieles von dem realisiert ist. Und dann stellen wir fest - mit mindestens gleicher Betroffenheit -, dass sich dort im Glaubensleben nicht wirklich etwas verändert und verbessert hat, sondern im Gegenteil, wenn es sich verändert hat, eher quantitativ negativ.

Wer hätte es vor Jahren gedacht, vor 50 Jahren, vor 40, vor 30, vor 20 Jahren gedacht, dass das Thema Unauflöslichkeit der Ehe implizit in Frage gestellt wird, wenn es um den Zugang zur Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene geht. Oder auch das Thema Homosexualität. Und "Ehe" in Anführungsstrichen. Auch das geht an die Grundfesten unserer Überzeugungen unseres Glaubens. Und wenn der säkulare Staat sich schon so weit von der Wertorientierung verabschiedet hat, von Werten verabschiedet hat, denen er verpflichtet ist - unser weltanschaulich neutraler Staat ist nicht wertneutral - wenn er sich schon von solchen Werten entfernt hat, dann ist es umso mehr an uns, in Treue zur Offenbarung darauf zu beharren, dass an Ehe von Mann und Frau festgehalten wird.

Mit Erschrecken beobachte ich eine Debatte, die darüber hinausgeht unter dem Stichwort "Wir müssen neu umgehen mit Fragen der Homosexualität" und gleich damit die Warnung verbunden wird, wer sich diesen Fragen verschließt, der würde sich den Vorwurf der Diskriminierung aussetzen. Es geht nicht um Diskriminierung, sondern es geht um sachgerechte Unterscheidung.

Und an dieser Stelle kann ich auch nicht das Thema Sexualisierte Gewalt, wie es in den letzten Jahren in einer Weise bekanntgeworden ist, die wir alle miteinander für unvorstellbar gehalten haben, unerwähnt lassen. Aber auch hier empfehle ich uns, nüchtern heranzugehen ganz nach dem Motto des zweiten Briefes an Timotheus, wo es heißt, nicht den Geist der

Verzagtheit sollen wir haben, nicht den Geist der Panik, nicht den Geist der Aufgeregtheit, der sterilen Aufgeregtheit, sondern der Besonnenheit, der Nüchternheit, den Geist der Kraft, Dinge zu ändern, die geändert gehören. Und den erkennbaren Geist der Liebe.

Betroffenheitsrhetorik, und gesteigerte Betroffenheitsrhetorik - einer überbietet manchmal den anderen in dieser Betroffenheitsrhetorik - heilt nicht wirklich. Der Verweis auf andere, bei denen gleiches vorgekommen ist, macht die Sache bei uns nicht besser. Lassen Sie uns nüchtern, sachlich, kompetent den Ursachen nachgehen und Antworten geben, wie diese Ursachen behoben werden können. Ich habe vor acht Jahren gesagt, das Landeskomitee der Katholiken könnte der Freisinger Konferenz hier helfen, indem Sachverstand der Laien eingebracht wird, mobilisiert wird und wir zusammen überlegen, wie wir mit diesen Themen rückschauend und mit einer Zukunftsperspektive verbunden umgehen. Leider ist das nicht auf fruchtbaren Boden seitens des Vorsitzes gefallen. Und ich darf darauf hinweisen, meine Damen und Herren, wenn wir uns fragen, mit welchen Mitteln kommt man solchen Schwierigkeiten am ehesten zu Leibe, dann würde ich ein Wort von Jürgen Habermas aufgreifen, der gesagt hat: Transparenz macht Missherrschaft unmöglich. Ich würde das übertragen und sagen: Transparenz macht Missbrauch unmöglich. Und zwar eine Transparenz, die verantwortungsvoll gepflegt wird, die nicht den Pranger meint, sondern die in den eigenen Reihen sich um Aufklärung bemüht. Das ist das beste Mittel, um einem Missbrauch und einer Missherrschaft zu begegnen. Eigentlich würde ich jetzt liebend gerne, meine Damen und Herren, all das Positive ins Wort bringen, was unser kirchliches Leben ausmacht. All das Schöne, all das Gute, all das Erhebende, was im sozialen, im caritativen, im katechetischen Bereich, im liturgischen Bereich geschieht. Aber es sollte ja von der Krise zunächst die Rede sein. Das andere vergessen wir nicht, dessen sind wir uns bewusst und dafür unendlich dankbar, und nicht nur dankbar für das, was aktuell geschieht, auch für das, was Christentum in zwei Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte geschenkt hat.

Nun frage ich mich nach den Erklärungen für das, was an kritischen Symptomen zu verzeichnen ist. Da gibt es die Soziologen, die sagen: alle Großorganisationen sind in der Krise. Die Parteien, die Gewerkschaften.... Da gibt es die Staats- und Gesellschaftslehrer, die den säkularen Staat primär ausmachen. Meine Damen und Herren, an dieser Stelle möchte ich eine Unterscheidung vornehmen. Wir müssen unterscheiden zwischen der Säkularität des Staates und der Säkularität der Gesellschaft. Der säkulare Staat, der weltanschaulich neutrale aber nicht wertneutrale Staat hindert natürlich nicht die Gesellschaft daran, eine christliche Prägung nicht nur wieder neu aufzunehmen, sondern zu entfalten. Säkularer Staat bedingt nicht säkulare Gesellschaft, sondern ist ganz im Gegenteil Ansporn und Verpflichtung für große, starke Kräfte in der Gesellschaft, ihr Gepräge einzubringen. Wir dürfen die Säkularität des Staates nicht zur Ausrede machen lassen für Passivität. Wir müssen umso mehr Profil zeigen. Dann erleben wir mittlerweile wieder zunehmend religionskritische Stimmen. Die Zeit der großen Religionskritik des 19. Jahrhunderts, Feuerbach, Marx, Nietzsche und so weiter, sie ist vorbei, sie wirkt aber immer noch nach. Es wirkt immer noch nach, täuschen wir uns nicht. Bei Inhabern philosophischer Lehrstühle - sie sind immer noch zum Teil geprägt von Heideggers großer Überschrift, großem Diktum der menschlichen Existenz als einem Sein zum Tode. Einem Sein zum Tode: Wo bleibt da unser Aufschrei, dass wir für ein Sein zum Leben eintreten? Und wir sind herausgefordert durch die naturwissenschaftliche Diskussion. Ich verweise auf das posthum erschienene Buch von Stephen Hawking "Kurze

Antworten auf große Fragen". Wer von uns stellt sich einem naturwissenschaftlichen Dialog z.B. gegenüber der Neurobiologie? Wir müssen unsere Potentiale - und da ist nicht die Frage gestellt, ob Kleriker oder Nicht-Kleriker, sondern wer es kann - nutzen. Schätze müssen wir heben. Und es reicht nicht, wenn Robert Spaemann zusammen mit Hans Joas jetzt in einem kleinen Büchlein der Frage nachgegangen ist, "Hat der Glaube eine Zukunft?". Schon die Sprache erschwert den Zugang, die Fragestellung von ihnen aufzunehmen. Wir brauchen mehr, die diese Frage in die Welt hineintragen.

Meine Damen und Herren, 2018 kommen wir an 1968 nicht vorbei. Für viele ist dieses Jahr und sind die Jahre davor und darum herum sozusagen, um ein aktuelles Wort zu nehmen, die Mutter aller Krisen. Ich teile diese Auffassung nicht. Man muss den Kontext von 68 ins Gedächtnis rufen. Es war die politische Zeit eines J.F. Kennedy. Es war die Zeit eines Johannes XXIII. Es war die Zeit eines Papstes Paul VI., der großen Enzyklika *Populorum Progressio*, „Entwicklung ist der neue Name für Frieden“. Es ist die Zeit von Medellín - Lateinamerikanische Bischöfe, Option für die Armen. Es ist die Zeit von Jürgen Habermas. Diskurstheorie. Es ist die Studentenbewegung. Es ist das Thema Autorität gewesen. Es ist das Jahr mit *Humanae Vitae* gewesen mit dem berühmten Satz, der viel Verunsicherung ausgelöst hat, meine Damen und Herren. Der Schlüsselsatz in *Humanae Vitae*, ich darf ihn zitieren: "Wer glaubt, in seiner privaten Theorie und Praxis von einer nicht unfehlbaren Lehre des kirchlichen Amtes abweichen zu dürfen - ein solcher Fall ist grundsätzlich denkbar - muss sich nüchtern und selbstkritisch in seinem Gewissen fragen, ob er dies vor Gott verantworten kann." Was ist nicht aus diesem Satz alles gemacht worden. Es war die Zeit Joseph Ratzingers mit der Einführung ins Christentum. Ich vermute, wir alle haben sie gelesen. Er begann mit naturwissenschaftlichen Aussagen, und hat sich dann mit dem Gott der Philosophen und erst dann mit dem Gott Jesu Christi auseinandergesetzt. Es war die Zeit, in der Theodor W. Adornos Studien wieder neu aufgelegt wurden zum „autoritären Charakter im bürgerlichen Individuum“. Die Vätergeneration wurde gefragt nach ihrem Verhalten in der Nazizeit. Aber es waren nicht nur die natürlichen Väter, die befragt wurden. Es wurden die Väter in der Kirche befragt, es wurden Bischöfe befragt. Und wir erinnern uns: Nicht nur Bischöfe.

Es war die Zeit, in der man auf Selbstwirksamkeit setzte in Form der Partizipation. Die Soziologen haben den Begriff der Selbstwirksamkeit gebraucht. Er wurde sozusagen übersetzt in Partizipation und das war das Schlüsselwort auch für die Beteiligung in unseren Kreisen. Und wir haben - es ist heute schon gesagt worden vom Bischof in der Homilie - damals bereits die ersten Antworten gegeben, lange bevor das Kirchenrecht angepasst wurde. Das Kirchenrecht hat sich an die Konzilsentscheidungen erst 1983, knapp 20 Jahre danach, angepasst. Die Kirche hat bereits im Vorgriff darauf Umsetzungen der Entscheidungen des Zweiten Vatikanums vorgenommen.

Meine Damen und Herren, bevor ich diese Antworten im Einzelnen erläutern möchte, doch noch einmal ein grundsätzlicher Antwortversuch auf die Symptome der Krise. In unseren Reihen wird dann zur Erklärung von einer Gotteskrise gesprochen. Ich konnte mit diesem Begriff nie etwas anfangen. Ich stehe dafür, dass man von einer Glaubenskrise, von einer Krise des Glaubens an diesen Gott spricht. Ich darf sie vielleicht auf neuere Veröffentlichungen verweisen. Der berühmte Historiker Heinrich August Winkler beschreibt in seiner „Geschichte des Westens“, dass der Westen sich konstituiert hat durch den Ein-Gott-Glauben Jerusalems. Der Westen hat sich sozusagen im Nahen Osten geografisch, nicht im

Westen, aber durch den Ein-Gott-Glauben Jerusalems konstituiert. Und erklärt sich nicht vieles im Westen, im übrigen auch in der Kirche des Westens, in einem Rückgang dieses Ein-Gott-Glaubens? Wenn der Westen sich darin konstituiert hat, dann wird doch damit auch der Anknüpfungspunkt beschrieben, wie die Krise des Westens wieder behoben werden kann, indem wir von diesem Ein-Gott-Glauben sprechen und ihn bezeugen. Meine Damen und Herren, wenn ich sage: uns und wir, werden sie gemerkt haben, dass in meinem Denken die Unterscheidung zwischen Weihepriestertum und dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen nicht im Vordergrund steht, nicht, weil ich sie missachte. Ganz im Gegenteil, sie ist konstitutiv für unser Katholischsein. Und ich darf verweisen auf das, was in Lumen Gentium dazu gesagt wurde in dem berühmten Artikel 10 über das gemeinsame Priestertum der Gläubigen und das Priestertum des Dienstes. Das heißt, das hierarchische Priestertum unterscheidet sich dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach, beide sind einander zugeordnet. Das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil. Deshalb sind wir zusammen gefordert. Ich verstehe deshalb nicht, wenn auch in unseren Reihen Spaltung betrieben wird durch unverantwortliche Wortwahl, zum Beispiel durch die Verwendung des Begriffes des Klerikalismus. Nicht wenige hohe und höchste Repräsentanten unserer Kirche - ich könnte sie alle zitieren - haben folgende Formulierung gewählt: Krise der Kirche ist Krise des Klerus. Erstens würde das ein Kirchenverständnis als Kleruskirche unterstellen, als Klerikerkirche unterstellen. Wenn dem so wäre, dann könnte man dem Satz jedenfalls eine gewisse Logik nicht absprechen. Aber das ist ja nicht unser Kirchenverständnis wie ich mit Lumen Gentium Artikel 10 belegt habe, sondern es ist der unvorsichtige Umgang mit dem Begriff des Klerikalismus, der ja ein Feindbegriff gegenüber Kirche ist. Und wenn ich einen Feindbegriff ausnahmsweise in einer Diskussion in den Mund nehme, dann bin ich mindestens verpflichtet, ihn sorgfältig zu definieren und ihn nicht schlagwortartig zu verwenden. Wir verletzen damit die Identität unserer Mitbrüder in den geistlichen Ämtern, die Tag um Tag, Jahr für Jahr ein Leben lang ihren Dienst leisten. Dem müssen wir entgegentreten. Meine Damen und Herren, indem wir ihn uns nicht nur nicht zu eigen machen, sondern auch denen entgegentreten, die ihn auch aus unseren Reihen verwenden. Dabei muss selbstverständlich klar sein, wenn geistliche Macht sich als weltliche Macht ausdrücken will, dann kompromittiert sie sich in gewisser Weise auch selber. Das ist etwas, was immer bewusst bleiben muss. Aber das kann geistliche Macht nicht aushöhlen. Wahrscheinlich gehöre ich zu den Älteren, die hier anwesend sind - Klerikalismuserfahrungen habe ich, obwohl ich sie vielleicht erfahren hätte können, wenn es sie gegeben hätte, weil ich nicht immer nur in vollem Umfang sozusagen auch im Politischen dazu gehört habe - nicht erfahren. Und diejenigen, und ich kenne viele Priester, gleichaltrige, jüngere, ältere aus meiner Schulzeit, aus meiner Studienzeit, für die ist dieser Begriff nicht nur eine Beleidigung, sondern eine absolut unzutreffende Beschreibung ihres Selbstverständnisses. Keine Spur davon. Ob es irgendwann einmal so etwas gegeben haben mag, sei dahingestellt.

Meine Damen und Herren, was kann das Laienapostolat speziell leisten? Rettungsanker Laienapostolat - ist das nicht Hochstapelei? Ja. Ohne das Laienapostolat wird es nicht gehen, aus der Krise herauszukommen. Das Laienapostolat ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Es gehört dazu. Es ist unverzichtbar. Wir müssen uns zusammen der Verantwortung stellen. Auf die Grundlagen des Laienapostolat in den Dokumenten des II. Vatikanums ist heute schon hingewiesen worden. Ich würde empfehlen, vielleicht auch

einmal im Zusammenhang Lumen Gentium und Gaudium et Spes zu lesen und insbesondere sie auf einen Artikel zu verweisen. Dort ist eine interessante Definition des Katholischen beschrieben. Gaudium et Spes, Artikel 42: Kraft ihrer Sendung ist unsere Kirche an keine besondere Form menschlicher Kultur und kein besonderes politisches, kein besonderes wirtschaftliches oder gesellschaftliches System gebunden. Die Kirche kann Kraft ihrer Universalität ein ganz enges Band allerdings zwischen den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften, Kulturen und Nationen binden. Diese Universalität ist eine Facette des Katholischen. Diese Facette des Katholischen müssen wir immer wieder auch für uns neu bewusst machen, wenn wir unseren Dienst in ganz verschiedenen gesellschaftlichen Umgebungen zu leisten haben. Wir sind an keine besondere menschliche Kultur, an kein besonderes politisches System gebunden. Wir sind Kirche. Wir leben in dieser einen Welt. Wir leben in Bayern und das darf unseren Blick auf die Welt darüber hinaus nicht verstellen. Den Texten zum Laienapostolat sind nach meiner Analyse folgende Begriffe kennzeichnend:

1. Es ist vom Gemeinwohl die Rede, entscheidend vom Gemeinwohl. Heute würden wir diesen Begriff noch weiter fassen. Wir würden vom Welt-Gemeinwohl daneben sprechen.
2. Es spielt der Begriff des Dialoges mit der säkularen Gesellschaft eine große Rolle. Dabei geht es nicht nur um die Art der Kommunikation, dass wir miteinander reden, sondern es geht um den Logos, es geht um die Gegenstände, über die wir miteinander reden. Und das verlangt von uns natürlich auch Kompetenz, um mit der Welt, wie sie ist, reden zu können.
3. Der Pluralismus wird bejaht. Dem haben wir uns zu stellen in unseren Gesellschaften und in der Weltgesellschaft. Und, liebe getaufte und gefirmte Mitchristen, Zitat: „Die sachgerechte Eigengesetzlichkeit des Handelns bei den weltlichen Dingen wird betont.“ Weltchristentum. Und diese sachgerechte Eigengesetzlichkeit, was wir machen hier im Diözesankomitee, im Landeskomitee, im Pfarrgemeinderat auf örtlicher Ebene, das tun wir in originärer und nicht derivativer Zuständigkeit. Das hat das II. Vatikanum deutlich gemacht. Nach diesen Kriterien, meine Damen und Herren, werden wir als Volk Gottes in Anspruch genommen. Interessant für die Kirchenrechtler: auch im CIC 1983 wird das Volk Gottes, zweites Buch der sieben Bücher, werden die Christifideles, die Clerici, die Hierarchie beschrieben unter der gemeinsamen Überschrift des Volkes Gottes im Unterschied zum CIC von 1917.

Volk Gottes. Aber das ist ein Begriff sozusagen des Beschreibens der Kirche, Tempel des Heiligen Geistes, Leib Christi, pilgerndes Gottes Volk. Da steht schon in Hebr 4,9 und so weiter. Mich persönlich hat immer sehr der Wortsinn von Kirche angesprochen vor den theologischen Deutungen. Dies ist die Ekklesia Kyriaké. Es ist die Versammlung des auferstandenen Herrn. Das ist der Wortsinn der Kirche. Als wir mit dem Landeskomitee in Prag waren, war Kardinal Vlk emeritiert aber mit dabei. Er erzählte, der Begriff der Ekklesia kyriaké habe ihn in schwierigster Zeit der Unterdrückung und Verfolgung getragen. Ich gehöre auch im Gefängnis der Versammlung des auferstandenen Herrn an. Was wollt ihr denn, ihr Unterdrücker. Er hat sich am Wortsinn festgemacht. Lassen Sie uns doch das auch ausstrahlen. Das ist keine Konkurrenz zum anderen Verständnis, aber das ist der erste Schritt zum Verständnis des anderen, den Wortsinn anzunehmen. Damit haben wir ein tolles Angebot an diese Welt zu geben, die immer noch herumgeistert sozusagen auf der Basis einer Vorstellung eines Seins zum Tode, die sich in den vulgären Agnostizismus ergeht nach dem

Motto "Schaun ma mal, dann sehng mas scho". Das passt für den Fußballbereich, aber passt sicher nicht hier, wenn es darum geht, ob man darauf lebt oder darauf stirbt.

Wir haben das Laienapostolat in vier Phasen erlebt:

Die erste Phase war gleich nach dem Zweiten Vatikanum, ohne dass man die rechtliche Umsetzung abgewartet hat. Auch der damalige Bischof Rudolf Graber hat damals bereits im Oktober 67 ad experimentum die entsprechenden Grundlagen geschaffen für drei Jahre, dann noch einmal für drei Jahre, dann für vier Jahre. Ich habe ihn gut gekannt, habe ihn erlebt. Ich würde nicht behaupten, dass er der Erfinder des Laienapostolats in heutiger Form gewesen wäre. Aber er hat auch, als entsprechende Entscheidungen getroffen waren, das voll mitgetragen, voll mit angenommen.

Dann kam die Gemeinsame Synode von 71 bis 75. Dort wurde dann unterschieden zwischen Pastoralräten und Katholikenräten.

Dann kam die dritte Phase „Kirchenrecht 1983“. Ich habe schon darauf verwiesen, dass hier mit dem Volk-Gottes-Begriff eine Neuordnung erfolgte, und dann 1987 die äußerst bedeutsame Frage - ich meine das durchaus ironisch - wer wohl den Vorsitz wahrnimmt zwischen ZdK und der Deutschen Bischofskonferenz, weil ja in den Gremien die pastorale und die weltdienstliche Dimensionen nebeneinander standen. Nach dem Kirchenrecht war klar: Die pastorale Dimension steht für Leitung der geistlichen Verantwortlichkeit, sei es des Bischofs auf diözesaner Ebene, sei es der Pfarrer auf der Ebene der Pfarrei, während das Weltdienstliche Kraft eigenen Rechts in der Verantwortung von Laien stehen sollte. Da aber der Pfarrgemeinderat bei uns beides abdeckte, war die Frage zu entscheiden, wie man das regelt. Das hat man dann 1987 so geregelt, dass man sagt: Status quo in Deutschland bleibt. Das ist so. Wir trennen jetzt diese Aufgabenbereiche nicht. In Regensburg haben wir dann eine Spezielsituation erfahren am 15. November 2005. Dort wurde dann stringent die Unterscheidung vorgenommen zwischen der pastoralen Dimension, sprich Diözesanpastoralrat, und der weltlichen Dimension, sprich Diözesankomitee. Wenn ich das zu bewerten habe, dann lasse ich bei der Bewertung persönliche Nähe zu Personen außer Betracht, keine Frage. Je höher die Ebene ist, umso mehr macht die Unterscheidung Sinn. Auf der Ebene der Gemeinde macht die Unterscheidung zwischen den beiden Dimensionen wenig Sinn, es spricht viel dafür, das in einem Gremium zu erfassen. Aber auf der jeweils nächsthöheren Ebene macht es Sinn, eine Unterscheidung vorzunehmen. Deshalb halte ich das für eine vernünftige kirchenrechtskonforme Regelung, die in Regensburg getroffen wurde und die dem bewährten Grundsatz der praktischen Konkordanz im Kirchenrecht Rechnung trägt.

Lassen Sie mich zum Schluss, meine Damen und Herren, einige persönliche praktische Vorschläge machen, wie man in die Zukunft gemeinsam gehen können sollte.

Die Wahlbeteiligung 2018, das hat mich irritiert bei der Pfarrgemeinderatswahl, war niedriger als die Wahlbeteiligung 2014. Wir haben in zwei Diözesen eine auffallend hohe Wahlbeteiligung, in Würzburg und in Eichstätt. Warum? Weil dort die flächendeckende Briefwahl eingeführt wurde. Ich rate, darüber sehr nachzudenken in unseren Reihen, dass Gemeindeglieder wenigstens alle vier Jahre einmal einen persönlich an sie adressierten Brief bekommen und dann, sich so angesprochen gefühlt, vielleicht doch das Herz heben und sich an der Wahl beteiligen.

Zweiter Punkt, den ich gerne nennen möchte: Das war mein Motto als Vorsitzender des Landeskomitees. Ich habe in jeder Sitzung gesagt: „Bei euch soll es nicht so sein.“ Ich wollte, dass wir eine andere Gremienkultur pflegen als beim Sportverein, beim Männergesangverein oder beim Frauenturnen oder sonstwo. Dass wir anders miteinander umgehen. Ich habe registrieren müssen, dass schon aus der Sitzordnung eine Lagerzusammensetzung zu erkennen war. Ich muss da sitzen und die anderen sitzen dort. Die fühlen sich als Lager zusammengehörig. Einer solchen Gremienkultur würde ich empfehlen entgegenzutreten, wo man es nur kann, indem man sich da auch mal mitten hinein setzt und damit diese Lager auseinanderbrechen lässt. Ich bin auch dafür, dass das geistliche Wort, das man pflegt zu Beginn dieser Gremien, nicht immer ein Geistlicher sprechen muss - selbstverständlich auch - das geistliche Wort kann auch jemand anderes sprechen, das kann man reihum. Das nimmt alle in die Pflicht und fordert auch heraus und verlangt eine entsprechende Vorbereitung. Ich bin drittens, meine Damen und Herren, dafür, dass wir unsere Sachausschuss-Zusammensetzung nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit belassen wie sie ist. Immer wieder, wir haben Sachausschüsse für Umwelt und Arbeit und der Einen Welt. Ja ja ja, aber auch immer wieder einen Neuen. Und ich empfehle hier explizit: Weitergabe des Glaubens! Da kann ich Ihnen meine Erfahrungen - meine Frau ist Zeuge - wiedergeben. Wenn die Kinder auf die Erstkommunion vorbereitet werden, da helfen viele Ältere mit. Dann entsteht ein Zeitraum bis zur Vorbereitung auf die Firmung. Es empfiehlt sich diesen Zeitraum zu nutzen. Nicht aus der Personenzusammensetzung wieder herauszutreten, sondern die Personen, die sich dabei kennengelernt haben, beieinander zu halten und möglichst auch dann die Vorbereitung auf die Firmung. Damit ist ein Stück Weitergabe des Glaubens über zwei, drei, vier, fünf Jahre ermöglicht. Weitergabe des Glaubens. Das setzt aber voraus die Pflege unseres Glaubenswissens, unser aller Glaubenswissen, eines jeden und einer jeden von uns. Ich erlaube mir dazu vielleicht zwei, drei Ratschläge zu geben. Ich halte viel davon, dass wir die zwölf Glaubenssätze des Credo Punkt für Punkt einmal für uns vornehmen, einen dieser Sätze nach dem anderen. Sie sind uns so vertraut, dass sie gar nicht mehr innerlich wahrgenommen werden. Erstens also, das Credo sich vornehmen. Zweitens, aus dem Dekalog die erste Tafel, also die ersten drei Gebote. Wir sind gewohnt aus unserer Hinführung zur Erstbeichte mit dem vierten Gebot zu beginnen, und die ältere Generation hat mit dem sechsten Gebot begonnen, die erste Tafel, die Frage nach Gott, dem einen Gott, wie ich dazu stehe. Das trifft den Sinn im Innersten. Und zum dritten: Ich habe mich sehr darüber gefreut über das Magnificat. Wir haben im vorigen Jahr „Patrona Bavariae“ gefeiert. Maria als unsere Vorbeterin anzunehmen, Gott groß sein zu lassen, nicht magnificare, ihn groß machen. Im Griechischen heißt es megaleín, ihn groß sein lassen. Das ist ein dritter Punkt. Und ein vierter Punkt wäre für mich, durchgängig sich die Bergpredigt vorzunehmen. Die schlimmsten Predigten, die ich in Erinnerung habe, beziehen sich auf die Bergpredigt, weil wir immer sagen: Das erreichen wir nicht, das sind Ideale, und so weiter. Nein, nein, ich plädiere dafür, die Seligpreisungen ganz, ganz ernst zu nehmen, das Vater Unser, die goldene Regel, die Feindesliebe. Das geht ans Eingemachte. Das geht unter die Haut. Und deshalb empfehle ich in einer Phase von Neuevangelisation - auch mit unserer Hilfe -: Erstens: Das Credo. Zweitens: Die erste Tafel des Dekalogs. Drittens: Das Magnifikat. Und viertens: Die Bergpredigt. Und von daher, auch unsere Scheu über den Glauben zu reden, aufzugeben, miteinander zu reden in Familien-, im Bekannten- und Freundeskreis. Da wird kräftig

diskutiert in den Kreisen, in denen ich mich bewege, und die sind nicht alle von Haus aus die treuesten Katholikinnen und Katholiken ein Leben lang gewesen. Aber sie sind ansprechbar, wenn man ohne Scheu darüber redet, und ich bin dafür, fünftens, dass, meine Damen und Herren, bei unseren gesellschaftspolitischen Engagements nicht z.B. der beste Rentenspezialist sein zu wollen, sondern, wenn wir eine Forderung dort erheben, müssen wir den Zusammenhang zu unserer christlichen Herkunft herstellen. Wir sind nicht gesellschaftsrechtliche Techniker, Spezialisten, die sich dann dem spezialistischen Gegenargument aussetzen, das auch. Aber unsere Rede muss vom Grund her kommen. Dann ist sie Beitrag zur Verkündigung und nicht bloße Handwerkelei.

Ein letztes: Ich hätte auch keine Scheu, die neuen Kommunikationsmittel einzusetzen. Die sozialen Kommunikationsmittel - unsere Pfarrbriefe sind schön - aber da gibt es noch sehr viel mehr zu tun. Da kann jeder und jede einzelne etwas machen. Natürlich mit Vorsicht, überlegt, um Missbrauch zu verhindern. Aber andere teilnehmen lassen an dem, was einen bewegt Tag für Tag. Man muss es ja nicht in der primitiven Methode der Tweet machen, sondern man kann das auch in anspruchsvoller Weise vornehmen. Es gibt Beispiele, die ich auch aus unseren Reihen kenne, die sich dessen bedienen.

Fazit: Meine Damen und Herren, liebe getaufte Mitchristen, liebe Brüder und Schwestern. Wir sind in einer schwierigen Situation. Kirche ist in der Krise und ich tröste uns nicht mit dem billigen Wort, was häufig verwendet wird: Krise ist Chance. Sondern Krise verlangt Entscheidung. Wir müssen uns entscheiden. Das ist der eigentliche Wortsinn. Wir müssen uns entscheiden, wohin wir gehen wollen. Und gemeinsam gehen wollen. Und wenn dann jemand verzagt ist, dann will ich die Frage des Herrn aufgreifen, der gesagt hat: Wollt auch ihr weggehen? Was bleibt uns denn anderes als die Antwort: Wohin sollen wir gehen? Du - Du allein - hast Worte des ewigen Lebens.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!